

Nr. 109. Bromberg, den 31. Oktober 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(1. Fortsetzung.) —

Lebhaft unterbrach ihn die Fürstin. „Wollen Sie damit andeuten, daß ich lüge?“

„Damen lügen nie. Sie stellen die Dinge nur häufig so dar, wie sie sie gern gesehen haben wollen — und glauben schließlich selber daran.“

„Sie sind nicht sehr höflich,“ meinte die junge Frau.

„Ich kann nur sagen, was die Rute mir zeigt. Aber geben wir das Spiel lieber auf.“ Er steckte die Silberschlinge in die Tasche.

„Nein, bitte, fahren Sie fort. Und zwar völlig rücksichtslos. Ich will auch nicht beleidigt sein.“

Aufs neue drehte sich die Rute.

„Begeisterungsfähigkeit. — Ein wenig Abenteurerlust. — Unbefriedigtsein. — Zerstreuungssucht. Mehr vermag ich nicht zu sagen.“

„Und doch machte Ihre baguette divinatoire einige Bewegungen, für die Sie keine Erklärungen gaben.“

„Es waren mir selber unbekannte Ausschläge.“

„Oder die Höflichkeit verbot Ihnen, alles zu sagen?“

Sanders antwortete nicht. Die Fürstin fuhr fort:

„Ich sehe wenigstens, daß Sie nicht zu lügen vermögen.“ Und unvermittelt fuhr sie fort: „Sie scheinen mir überhaupt kein großer Verehrer der Frauen zu sein.“

„Ich bewundere die Frauen sehr. Besonders wegen ihrer Gabe, Unausgesprochenes zu erraten.“

„Gewiß sind Sie schon viel geliebt worden? Ein Mann mit Ihren interessanten Fähigkeiten.“

„Mir schenkte seit undenkbaren Zeiten keine Frau ihre Liebe“, sagte Sanders tiefernst. „Meine Arbeit gestattet mir keine Zerstreuung. Sie verlangt unbeirrbare, völlige Hingabe.“

„Wenn aber nun doch eine große Liebe Gewalt über Sie bekäme?“

„Die wird mir so leicht nicht begegnen.“

„Verschwören Sie das nicht! Sie befinden sich in einem Lande der seltsamsten Abenteuer und der heißesten Leidenschaften.“ Die Fürstin wandte sich an Stefanescu. „Wie lange haben Sie in Campina zu tun?“

„Unser Besuch war auf 24 Stunden bemessen.“

„Dann erwarte ich von Ihnen, daß Sie auf der Rückfahrt mit Herrn Sanders zusammen in Saratu vorsprechen und mindestens einen Tag bei mir bleiben.“

Der Rumäne warf einen fragenden Blick auf Sanders.

„Es wird mir eine besondere Ehre sein“, sagte dieser, sich verneigend.

Die junge Frau erhob sich. „Ich versprach, noch zum letzten Akt in die Toska zu kommen. Auf Wiedersehen in Saratu.“

Sie reichte beiden Herren die Hand und verschwand mit ihrem Begleiter.

5.

Großes Petroleumfeld in der Gegend von Campina. So weit das Auge blickt: Verstreute, graue, hölzerne Bohrtürme. Dazwischen grüngelbe Maisfelder. Öltanks, Verwaltungsgebäude der Petroleum-Gesellschaften, Eisenbahngeleise, gehende und kommende Arbeiter, Auspuff der Benzinmotoren, Geschrei, Maschinenrasseln, Rauch und Stank.

An den grünen Hängen des Karpathenmassivs lang dahingestreckt die weißen Häuser des freundlichen Städtchens. Darüber die gleißende Sonne des Balkans und der durchdringende, durch nichts zu betäubende Geruch von Petroleum.

Georg Nagel, der junge Ingenieur, und Walter, der Bohrmeister, verließen ein weißes, einstöckiges Häuschen und schritten einem der Bohrtürme zu.

„Eine gottverlassene Gegend“, meinte Walter und wischte den Schweiß unter der breiten Krempe des Strohhutes ab.

„Ich halte hier auch nur so lange aus, bis ich genügend Geld gemacht habe“, sagte Nagel. „Aber in unserem armen, von den Franzosen geknechteten Vaterlande gibt es ja für unsereinen keine ausreichende Erwerbsmöglichkeiten mehr.“

„Sie sind also nicht freiwillig hierher gekommen?“

„Halb und halb. Nach einer Versammlung in München beteiligte ich mich daran, einige Kommunisten zu verhauen. Das nahm man mir krumm und wollte mich einsperren. Da ging ich über die Grenze nach Österreich und landete schließlich hier.“

Kurzes Schweigen und langsames Weiterstampfen im hitzigen, ölgeschwängerten Dunste.

„Wie urteilen Sie über die Wünschelrute?“ begann der Bohrmeister aufs neue.

„Die Sache ist wohl noch nicht genügend geklärt. Ich machte selber einige gelungene Begehungen auf Wasser mit der Rute. Auch ist es erwiesen, daß geschickte Rutengänger Metalle, Salze, Kohle und Öle festzustellen vermögen, aber doch wohl immer nur in nicht zu großer Tiefe.“

„Aber für Herrn Sanders scheint auch eine große Tiefe kein Hindernis zu bieten.“

„Wenn nur die Hälfte von dem zutrifft, was Sanders behauptet, dann ist er ein Phänomen“, sagte der junge Ingenieur.

„Ich bin sehr gespannt, was für ein Urteil Herr Sanders heute über unsere Bohrung abgegeben wird,“ meinte Walter.

Sie näherten sich dem schieferfarbenen, spitzragenden Turm, der in einer kleinen Schlucht stand. Rechts ein Holzschuppen mit dem puffenden Motor zum Antriebe der Maschinen, links ein Gewirr von Eisenrohren verschiedener Stärke, Balken und Bretterstapel.

„Noch fünf Minuten bis zum Schichtwechsel,“ sagte Nagel.

Sie betraten das dämmrige Untergeschoß des Turmes, das durch sparsame Glühlampen dürftig erhellt wurde. Der rumänische Unteringenieur stand mit dem Bohrmeister an der sich langsam drehenden Maschine. Als er seinen deutschen Chef erblickte, machte er kurze Meldung:

„Zweieinhalb Meter Fortschritt. Wir sitzen immer noch im Sandstein. Das Spülwasser kommt mit fünf Prozent Öl vermischt zutage.“

„Wann kann der nächste Bohrkern gezogen werden?“ fragte Nagel.

„Es ist bald so weit.“

„Haben sich die Herren der Direktion bereits angemeldet?“

„Soeben wurde aus Campina telephoniert, daß sie gerade von dort aufgebrochen sind. Sie können jeden Augenblick eintreffen.“

„Also ausnahmsweise einmal früher, als angesagt war. Dann wollen wir sofort Schichtwechsel vornehmen.“

Der Rumäne gab dem Bohrmeister kurzen Befehl. Dieser hob durch einen Hebeldruck das viele hundert Meter lange Gestänge mit der unten daran befindlichen Bohrkron-

etwas in die Höhe. Dann brachte er die Drehbewegung zum Stillstand.

„Lassen Sie die Spülung noch zwei Minuten gehen," sagte Nagel. „Sonst könnte der sich setzende Bohrschlamm die Krone festklemmen."

Als das mahlende, surrende Drehen der Bohrmaschine verstummte, hörte man nur noch das Glucksen der Wasserpumpe und das leise Rauschen des Bohrwassers, das mit zehn Atmosphären Druck im hohlen Bohrgestänge, bis in die Tiefe des Loches getrieben, von dort zwischen der Wand des Bohrloches und dem Gestänge wieder nach oben flutete, wobei es alle zermahlenen kleinen Gebirgsmassen mit sich führte.

Gleich darauf ertönte ein Pfiff, der alle Maschinen zum Stillstand brachte . Die bisher beschäftigte Mannschaft, sechs Arbeiter, begaben sich aus dem Maschinenraum und dem oberen Stockwerk des Turmes ins Freie, wo bereits die neue Schicht wartete.

Walter stellte kurze Fragen an seinen rumänischen Kollegen, während Nagel einen schnellen Rundgang durch die ganze Anlage machte.

Der Klang einer Autohupe rief ihn heraus. Stefanescu, Sanders und Jorga entstiegen dem großen, weißen Wagen. Nagel eilte herzu.

„Wie steht es?" fragte Stefanescu.

„Seit den letzten 24 Stunden neun Meter Fortschritt im weichen, teils bröckeligen Sandstein, der mit Petroleum durchtränkt ist", antwortete der junge Ingenieur.

Sanders reichte ihm die Hand.

„Hat sich der Ölzufluß vermehrt?" fragte er.

„Nein."

„Wie tief sind Sie gekommen?"

„493 Meter Verrohrung sitzen im Bohrloch."

Sanders nahm seine Wünschelrute und ging mit langsamen Schritten rings um den Bohrturm herum. Aufmerksam und ohne ein Wort zu sprechen folgten ihm die anderen Herren. An verschiedenen Stellen vollführte die Rute die bekannten Ausschläge. Bei jeder neuen Bewegung machte der Deutsche halt und markierte die betreffende Stelle durch ein in den Boden geritztes Kreuz. Zum Schluß prüfte er mit aufrecht gestellter Rute die Tiefe des Ölvorkommens. Dann gab er seine Erklärungen.

„Die Bohrung ist richtig angesetzt, ziemlich genau über einer schrägen, ölführenden Erdspalte, die aus großer Tiefe zu kommen scheint. Das Petroleum steht unter hohem Druck und müßte beim Anbohren der Spalte selbsttätig aus dem Bohrloch fließen."

„In welcher Tiefe vermuten Sie die Ölspalte?" fragte Stefanescu.

„Die oberste Schicht steht in 485 Meter Tiefe."

„Merkwürdig", meinte Jorga. „Das Bohrloch befindet sich genau über der von Herrn Sanders gefundenen Ölspalte, die es bereits um sieben Meter durchdrungen hat. Und obgleich das Petroleum unter starkem Druck stehen soll, kommen doch nur etwa fünf Prozent im Spülwasser mit nach oben."

Ohne ein Wort zu entgegnen, sagte Sanders dem deutschen Ingenieur: „Lassen Sie, bitte, die Pumpe an."

Nagel eilte ins Maschinenhaus, und Walter begab sich an die Spülvorrichtung. Gleich darauf setzte der Pulsometer ein, worauf aus der Ausflußröhre ein schwacher Strahl einer schwärzlichen Flüssigkeit in das Sammelbecken lief, dessen dunkle Oberschicht in schwarzgrünem Gefunkel irisierte.

Sanders ergriff aufs neue die Rute und begab sich ins Innere des Turmes bis unmittelbar ans Bohrloch heran.

„Ich werde jetzt versuchen, den genauen Verlauf der Wassersäule des Spülwassers festzustellen. Weicht sie von der Senkrechten ab, so beweist das die gleiche Abweichung des Bohrloches.

„Einen Augenblick", bat Stefanescu. „Bitte, sagen Sie mir, wie Sie es fertig bekommen, nachdem soeben noch die Ausstrahlungen des Öles so mächtig auf Sie gewirkt haben, sich jetzt auf die Einwirkungen der Wassersäule einzustellen?"

„Eine Erklärung ist nicht ganz einfach", sagte der Deutsche. „Ich schalte in meinem Unterbewußtsein alle Gedanken an Petroleum aus und stelle mich auf die mir bekannten Ausschläge von strömendem Wasser ein."

Damit begann er seine Tätigkeit. Zunächst ging er rings um das Bohrloch herum und näherte sich diesem jedesmal so weit, bis die Rute zu zucken anfing. An einer Seite schlug sie schon in größerer Entfernung vom Bohrloche aus. Hier blieb er stehen und ging dann langsam Schritt für Schritt immer weiter, verließ das Innere des Turmes und machte erst etwa 15 Meter von seinem Rande entfernt halt. Auch die Rute, die sich bisher unaufhörlich bewegt hatte, stand hier still.

Sanders bat Nagel, den Bohrmeister herbeizurufen.

„Führt das Bohrloch genau senkrecht nach unten?" fragte er diesen.

„Meinem Gefühl nach ja", entgegnete Walter. „Doch weiß ich, daß ich mich hierin täuschen kann. Das Gestänge ist so elastisch, daß geringe Abweichungen von der Senkrechten nicht zu bemerken sind."

„Bereits in 50 Meter Tiefe weist das Bohrloch die erste Abweichung nach nordwestlicher Richtung auf", sagte Sanders. „Diese vermehrt sich prozentual mit größerer Tiefe und erreicht schließlich die Ausmessung von fast 17 Meter. Obgleich das Bohrloch zufälligerweise genau über der hier ziemlich schmalen, ölführenden Spalte angesetzt war, hat es diese Spalte jetzt um etwa fünf Meter verfehlt."

„Fabelhaft", rief Stefanescu begeistert. „Was soll nun aber geschehen?" fragte der Direktor.

„Weiter zu bohren hat keinen Zweck", meinte Sanders. „Bei etwa 500 Meter Tiefe würde die Bohrung sich der Ölspalte allerdings bis auf etwa drei Meter nähern, dann aber sich schnell wieder entfernen."

„Also müssen wir sprengen", rief Stefanescu.

„Glauben Sie die fünf Meter bis zur Ölspalte mit Sicherheit zu durchschlagen?"

„Es muß versucht werden."

„Ich rate trotz des Gutachtens meines verehrten deutschen Kollegen, noch mindestens 50 Meter tiefer zu gehen", riet Jorga. „Vielleicht treffen wir doch noch auf Öl. Sprengungen sind immer etwas riskant."

„Sind Sie grundsätzlich meiner Meinung?" fragte Stefanescu den Deutschen.

„Es wird wohl trotz aller Bedenken nichts anderes übrig bleiben, falls Sie nicht vorziehen, eine neue Bohrung niederzubringen, bei der ich die täglichen Fortschritte genau überwachen müßte, so daß keine Abweichungen von der Senkrechten vorkommen würden."

„Also sprengen wir", rief Stefanescu. „Ich bitte um einen geeigneten Vorschlag", wandte er sich an Sanders, mit geflissentlicher Nichtbeachtung seines offiziellen Mitarbeiters.

„Ich empfehle noch, sieben Meter tiefer zu gehen, und zwar ohne Verrohrung. In 500 Meter Tiefe legen wir die Sprengladung an, die wir gut verdämmen. So haben wir größere Aussicht, daß der Druck der Explosionsgase nicht ausschließlich in Richtung des Bohrloches wirkt, sondern in dem verhältnismäßig weichen Sandstein größere Spalten reißt, durch die das unter hohem Drucke stehende Öl hoffentlich einen Ausweg finden wird."

„Ohne Verrohrung werden wir nicht weiter kommen", warf Jorga ein. „Der Sandstein bröckelt und ist stellenweise mit schlammigem Ölschiefer durchsetzt."

„Setzen Sie dem Spülstrom Ton, Häcksel oder auch quellenden Grassamen zu" riet Sanders. „Dadurch werden die Bohrwände so fest, daß wir die letzten paar Meter ruhig ohne Verrohrung weiter bohren können und doch keinen größeren Einsturz zu befürchten brauchen."

„Wann sollte der nächste Bohrkern gezogen werden?" fragte Stefanescu.

„Es kann sofort geschehen", erklärte Nagel.

„Und dauert wie lange?"

„In drei Stunden sind wir fertig."

„Gut. Lassen Sie uns den Kerninhalt ins Verwaltungsgebäude bringen, wo wir das Frühstück einnehmen werden. Und dann bohren Sie ohne Verrohrung weiter. Wie lange gebrauchen Sie zu den letzten sieben Metern?"

„Falls die Bohrlochwände halten und sonst keine Komplikationen eintreten, sind wir bis morgen früh 10 Uhr so weit."

„Wird die Spülpumpe nicht verstopft werden, wenn Sie dem Spülwasser verdickende Substanzen zusetzen?"

„Wir bringen ein Mischventil vor der Pumpe an", sagte Nagel.

„Kommen Sie zum Essen, meine Herren", rief Stefanescu.

6.

In einem Gastzimmer des Verwaltungsgebäudes lag Sanders auf weißem, kühlem Lager unter einem Moskitonetz. Obgleich der elektrische Ventilator fliegenden Zug durchs Zimmer trieb, wurde ihm der dünne, seidene Pyjama fast noch zu heiß.

„Das kommt davon, wenn man bereits nachmittags zu viel ißt und diesen schweren Rumänenwein trinkt", sagte er sich.

Aus kurzem Halbschlummer weckte ihn die Ankunft Nagels.

„Verzeihen Sie die Störung, Herr Sanders. Ich bringe den Inhalt des Kernes."

„Wie ist der Befund?"

„Wir kommen ohne Verrohrung durch."

„Wollen Sie Stefanescu Mitteilung machen?"

Der junge Ingenieur lächelte.

„Ich wagte es nicht, den Herrn Direktor zu stören, und kam daher zu Ihnen."

„Gut. Ich übernehme die Verantwortung. Sonst noch etwas?"

Nagel zögerte einen Augenblick.

„Verzeihen Sie, Herr Sanders, es ist allerdings nicht die Zeit zu einer persönlichen Angelegenheit — aber ich weiß nicht, ob ich sonst noch einmal Gelegenheit haben werde, Sie sprechen zu können."

Sanders richtete sich hoch.

„Warten Sie einen Augenblick. Ich stehe sofort auf."

„Nein, bitte, bleiben Sie liegen. Ich kann Ihnen alles auch so erklären."

„Also dann schießen Sie los, junger Freund", sagte Sanders.

„Es handelt sich um ein Problem, das ich bereits lange und eingehend erwogen habe", begann der junge Ingenieur. „Die Ausführung wäre aber nur möglich, wenn es gelänge, Sie für das Unternehmen zu gewinnen."

„Handelt es sich um Öl?"

„Auch um Öl. — Darf ich Ihnen einen kurzen Auszug aus einer Abhandlung des New York Herald vorlesen, die mich zuerst auf meinen Gedanken brachte?"

„Lesen Sie, bitte."

Nagel entfaltete ein Blatt Papier und begann:

„Gelegentlich der Nachrichten über Kapitän Amundsens Nordpolflug halten wir es für angebracht, die Aufmerksamkeit unserer Regierung auf das große bisher gänzlich unbekannte Gebiet hinzulenken, das sich zwischen Alaska und dem Pol befindet. Hier soll nach Ansicht vieler Nordpolfahrer ein größeres Festland liegen, das allerdings wohl völlig von Eis bedeckt ist. Betreten hat es aber bisher noch niemand.

Namhafte Geologen sind der Meinung, daß dieses Land eine Fülle von Bodenschätzen enthält, besonders Kohle und Öl, wahrscheinlich aber auch Gold und andere wichtige Mineralien. Die landläufige Ansicht, daß die nördlichen Breiten eine gewinnbringende Ausnutzung unmöglich machen, dürfte als veraltet gelten. Der fünf bis sechs Monate dauernde Sommer bewirkt in den Polargegenden durch das ununterbrochene Scheinen der Sonne eine verhältnismäßig warme Temperatur, die derjenigen von Spitzbergen und Nord-Alaska, wo bereits gutgehende Kohlenbergwerke erschlossen sind, keineswegs nachsteht. Das unerforschte Nordland besitzt die Größe von Grönland, mißt also mehr als die Hälfte der United States.

Herrenloses Neuland gibt es nicht mehr viel auf der Erde. Wer zuerst kommt, dieses ungeheure Gebiet betritt und es als annektiert erklärt, dem gehört es mitsamt seinen vielleicht unerwartet großen Reichtümern. Dürfen die United States, wie so häufig, auch hier ihre Uninteressiertheit erklären? Sollen wir Kanada, Norwegen oder gar dem bolschewistischen Rußland die Vorhand lassen?

Wir erwarten von der Regierung in Washington eine ernstliche Prüfung dieser durchaus nicht unwichtigen Frage."

Der junge Ingenieur machte eine Pause und blickte Sanders an.

„Wollen Sie mit mir zusammen den Nordpol ausbeuten?" lachte dieser.

„Entweder mit Ihnen oder mit anderen", erklärte Nagel bestimmt.

Seine Sicherheit belustigte Sanders.

„Also entwickeln Sie Ihre Pläne. Aber zunächst erklären Sie mir, wo denn eigentlich dieses Nordpolland liegt, das halb so groß sein soll wie die Vereinigten Staaten? Soviel ich weiß, stimmen alle Polarforscher darin überein, daß sich am Nordpol ein großer Ozean, aber kein Land befindet."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Ostland.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Von Reinhold Troitzsch.

2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Jaczkos wegen hatte es noch oft Verdruß gegeben, und Eike war jetzt fest, daß er den Schlingel zum Frühjahr wollte hinausjagen. Bald war von den Dörräpfeln gestohlen, bald fehlten Eier. Auch eine Gans war fort, und Füchse gab es nicht in der Nähe. Als Dörte in den ersten Märztagen bei den Eltern war, Line heimzuholen, fragte sie Köpkin, ob er nicht wisse, wer der Fischerknecht gewesen wäre, der von Jaczko einen Hahn so billig erstanden; aber Köpkin kannte ihn nicht und konnte keine Auskunft geben. Zur Saale schlich der schwarze Knecht öfter hinunter. Das sah Wiprecht.

Der war inzwischen mehrmals nach Halle geritten. Am Freitag vor Judica, es begann schon zu dunkeln, ritt Wiprecht auf dem Rappen am Ödhof vorüber heimwärts und wollte gerade über den Bach, als er vom Flusse her Lärmen vernahm. Da lenkte er der Saale zu. Es waren Salzschiffer, die nach Magdeburg oder Hamburg geladen hatten. Er ritt eine Weile zwischen dem Walde und den Wiesen hin, das Treiben zu beobachten. Die Schiffe fuhren langsam, und der Rappe fiel in Schritt. Da bog der Reiter in den Wald ein, um querhindurch nach Lindrode zu gelangen. Er kannte die Waldwiese, die sich jetzt öffnete, und dahinter kamen junge Kiefern in großer Zahl. Jetzt kreuzt er den Fußsteig, der von Gosau her zur Saale führt. Und plötzlich huscht pfeilschnell eine schwarze Gestalt über den Weg in die Kuscheln hinein. Der Rappe stutzt und springt kurz an. Die Dämmerung liegt schon dicht. Wiprecht reißt den Zügel herum, ein Schenkeldruck und der Hengst fliegt hinterher. „Halt!" schreit der Reiter. Der Fliehende steht nicht, stolpert in wilder Flucht über eine Wurzel. „Halt, Jaczko!" Noch ein paar Sprünge und er muß den Schutz der dicken Stämme erreichen, daß das Roß ihm nicht folgen kann. Aber der Hengst springt wie ein Teufel. Der Reiter steht spreitlings hoch in den Bügeln. Ein Satz noch; da schießt Wiprecht dem Dürren in den Nacken, daß die Wirbeln krachen. „Hund und Dieb!" knirschte er hervor. Eine von Eikes Graugänsen liegt im Wege, ohne Kopf. Wiprecht nimmt die Beute über den Sattel. Den Schurken hat er beim Koller; aber so, daß durch das Wams ein Lochgriff geht. Die Linke hält Gans und Zügel. Und nun schnell heimwärts den Weg entlang in kurzem Trab. So war der Schlingel noch nie gesprungen und merkte erst jetzt, daß er kurzen Atem hatte. Eisern war des Reiters Faust, eisern der Empfang, und die Wagenrunge spielte mit. Jaczko heulte wie ein Hund. Blut rann aus Mund und Nase. Sachsenfäuste sind schwer. Doch schleppte er sich in seine Kammer, und bald danach hörte man ihn schlürfend davongehen. —

Es war mildes Wetter. Von Abend her strich leichter Wind. Kein Sternlein war zu sehen.

Eike mußte des Tages hart gearbeitet haben. Er schlief sehr fest. Da fuhr er plötzlich empor. Es fiel etwas schwer. Und nun tappte auch schon Wiprecht am glimmenden Holz des Herdes vorbei zur Tür. Ein Schemel war umgefallen. Jetzt stieß er gegen die große Truhe, daß es krachte. Knarrend ging die Tür. Laut brüllten die Kühe, und eine Unruhe war draußen. „Wiprecht?" stammelte Eike schlaftrunken. Da von außen des Freundes lauter Ruf: „Feurio!" und immer wieder „Feurio!" Eike springt auf. Aber ehe er sich finden kann, ist Dörte schon an der Tür, obwohl sie mit ihrer Kleidung zu tun hat. Heller Schein blitzt durch die Ladenritzen. Dörte zur Tür hinaus. Tageshelle! Jetzt schwankt Eike daher und reckt sich so lang er ist und streckt ohnmächtig die Fäuste gen Himmel. Die Scheune ein Flammenmeer. Der Stall brennt lichterloh. Line schreit auf. Die Mutter trägt die Kinder ins Freie. Eike stürzt zum Stall. Da kommt Wiprecht ihm schon entgegen, den Fuchs und den Braunen am Halfter. Der Rappe allein hinterher. Eike will ihn greifen. Da bäumt er sich wild. Er bleibt beim Herrn. Die Kühe aus dem brennenden Stalle zu holen fällt schwer. Es gelingt beiden Männern; als die Notbunte heraus ist, fallen die Dachbalken hinein und die Funken spritzen. Aus der Scheune schießt himmelhoch die Lohe und weithin über die dunklen Kronen sprüht das Feuer. Dörte ist beim Federvieh. Mit dem Eimer gießt Wiprecht als erster Wasser in die Gischt, und bald ist die Wassertonne leer. Müßiges Beginnen! Eike schleppt mit Eimern Wasser aus dem Bach.

Dörte hat die Kinder bei den Birken ins Gras gesetzt. Da findet im hellen Flammenschein Wiprecht, daß der Wasserbottich Schlittkloben hat. Der Braune, dem er im Stalle noch das Zuggeug übergeworfen hat, wird vorgespannt, und das Gefährt schlürft zum Waldbach. Als er wiederkommt, hat das Feuer auch die Wohnhalle ergriffen. Eike schleppt Tisch und Bänke, Schemel und Truhen ins Freie. Dörte springt ihm tapfer bei, obwohl er sie immer bittet, sich zu schonen. Nun hilft Wiprecht. Was doch kräftige Männerarme schaffen! Wieder schlürft der Bottich zum Wasser. Diesmal fährt Eike. Wiprecht ist schneller beim Sprunge. Aber am Hause ist nichts mehr zu retten. Als die Männer die Wassertonne dicht an die Pfosten schieben, fällt ein Regentropfen, dann viele. Dörte ist es, als ob St. Florian in den Wolken erschien; aber sie hat keine Zeit genauer nachzusehen. Ein Windstoß fegt um die Waldecke und bläst das Feuer von dem Schlafraum, und als jetzt dichter Regen fällt, greifen auch Eike und Wiprecht wieder mächtiger zu den Eimern und bald sinken die Flammen. Dörte steht mit dem Eimer vor der Knechtkammer und wehrt sich wie ein Held. Da verblaßt der gräßliche, flackernde Schein am Himmel. Line jammert laut, weil es regnet; nur die Kleinste lehnt gegen die Schwester und schläft, wie Kinder schlafen. Tausend Hände wären zur Hilfe nötig. Bald muß der Morgen grauen. Da, vom Walde lautes Rufen. Köpkin bricht hervor und will helfen — zu spät! Jetzt kommen im Laufe

Molenbeks; alle Söhne und Töchter. Alle hilfsbereit. Alle schauen die Greuel der Verwüstung, die die Dämmerung schwach beleuchtet. Überall glimmt es noch. Überall zischt und dampft es in Flur und Ställen. Die Schlafkammer hat der Wetterheilige gerettet. Das weiß Dörte ganz gewiß. Aber sie haben kein Dach über dem Haupte. Und wie nun alle beisammen stehen, helfen wollen und nicht können, Ratschläge geben, die keinen Nutzen haben, da erst empfindet Dörte die menschliche Ohnmacht, da ist's mit ihrer Kraft zu Ende, da rinnen die Tränen hin – und alle Frauen weinen mit. Wiprecht greift Eike unter den Arm und sie wandeln zwischen den Trümmern daher. Da. nochmals Stimmen: der Gosauer Witge und seine Söhne. Das gibt ein Händeschütteln, und jeder bietet, so gut er kann, Unterstand für Mensch und Tier. Die Molenbekfrauen nehmen die Kinder mit. Jost und Köpkin führen den Rappen, und Eikes Pferde gehen nach Gosau. Klaus schickt einen schnellen Blick hinter ihnen her, denn der stattliche Braune hat's ihm lange angetan. Der erste Sonnenstrahl vertreibt die Wolken. Da begreift Wiprecht endlich, warum er das Holz vom Ödhof hergefahren. Dörte bringt das Geflügel in die Knechtkammer, und als die Mittagssonne sich müht, die ersten Schneeglöckchen zu wecken, sitzt Wiprecht schon auf dem neuen Dachbalken, den er über den Schlafraum gezogen.

Das war ein trauriges Wiedersehen mit Frigge zu Palmarum. Das große Mädchen weinte wie ein Kind, als es den Jammer sah; aber die Tränen kamen zu spät zum Löschen. Über der Kammer lag bereits ein notdürftiges Dach. Das war mit Saaleschilf gedeckt. Dörte war's zu einsam in der Kammer, da holte sie Line. Die Männer fühlten des Abends kaum ihre Glieder. Das Ödhofholz war schwer und fest, und sie schliefen in bestem Frieden mit Gänsen und Hühnern. Gackerte eine Henne im Schlaf, sie hörten's nicht. Genug, wenn sie beim ersten Hahnschrei sich auf die andere Seite legten. Es wurde spät Frühjahr, und es gab viel Regen.

Am nächsten Mittwoch um die Mittagszeit kam Frigge atemlos gelaufen und fand kaum Worte, zu erzählen, daß Eike und Wiprecht möchten zur Stadt kommen. Vier graue Mönche seien da aus Polen mit Botschaft für die Meisterin von Germer. Und auch für Eike hätten sie etwas auszurichten Sie seien in der Herberge und müßten aber heute noch wandern, weil sie zu Ostern in Magdeburg erwartet würden. Da gingen Eike und Wiprecht mit und fanden die Mönche in der Herberge. Frigge ging zum Bäcker. Dem runden Frater Wendelin war ein Gruß gegeben von der blonden Marlis, als sie mit dem Schultheiß und seiner Frau zu Lichtmeß in Mogilno war. Die Magd sandte Nachricht an Eike von Lindrode, daß es nicht gut sei im Polenlande. Und ob er nichts wüßte von ihrem Bruder, der nun schon acht Jahre fort wäre mit dem Kaiser nach Italien. Und die Frau habe gesagt, wenn er zurückkommt, soll' er zum Germer kommen. Es seien noch ein paar große Hufen da für fleißige Hände. Und der Schultheiß hat hinzugefügt, daß, wenn der Eike wollt' kommen und noch ein paar Männer aus dem Mansfelder Gau, sie sollten willkommen sein, und es sollte an nichts fehlen. „Und es sollte an nichts fehlen," wiederholte der schmale Fabian, und der schwarze Walfriedus schielte in Wiprechts Beutel, als dieser sich anschickte, für die Vier dem Herbergsvater Quartier zu zahlen. Frater Walfriedus hatte aber eine enge Brust, nun rang er nach Luft und lehnte sich müde gegen den langen Anselm, der eingeschlafen war. Aus dem Säcklein klirrte aber etwas, das sollte dem heiligen Hause in Mogilno gehören. — Eike und Wiprecht waren sehr aufgeregt, als sie gingen. Auf dem ganzen Wege dachte Wiprecht an die Schwester. Auch Eikes Sinnen ging heute zum ersten Male nach Ostland. Aber die beiden sagten einander nichts von ihren Gedanken.

Frigge sah die vier Brüder am Morgen über den Markt wallen. Zwei waren lahm, zwei dick, zwei dünn und alle vier sahen sonderlich aus. Da dachte das Sachsenmädel, das ist doch ein wundersames Kleeblatt.

Da das Wetter sich ein wenig aufklärte, war Wiprecht am Morgen nach Gosau gegangen, nach den Pferden zu sehen. Und auf dem Rückwege kam er auch Molenbek mit heran. Da spitzte man die Ohren, als er von Germer erzählte. Jost durfte kein Wort verlieren. Er ging mit Wiprecht. Und Köpkin, der während des Redens in der Halle war und etwas aufschnappte, hat noch nie so schnell zur Vesper gefüttert, wie an diesem Tage. Dann war er mit langen Schritten hinterher und holte die beiden noch kurz vor Lindrode ein. Es hatte zu regnen angefangen — wieder einmal, und als die Drei durch das Tor schritten, goß es in Strömen. Da saßen sie in der engen Kammer, dicht aneinander gedrängt. Es war kalt. Man sprach wenig. Nur Line half sich mit kindlichen Liedern über die Müdigkeit hinweg, der das Schwesterchen schon erlegen war. Der Regen drang durch das Schilfdach; klatschend fiel ein Tropfen auf den Tisch und noch einer. Die Männer gingen ihren Gedanken nach. Wiprecht und Eike spannen weiter, was sie gestern auf dem Heimwege gesonnen. Jost starrte durch das Fenster in das Grau, als suche er sein Ostland in den Wolken, und Köpkin träumte wie immer, wenn er zum Sitzen kam. Dörte war von hinten her an die Bank getreten und lehnte zwischen Eike und Wiprecht. Line stand auf der Bank und schmiegte sich an die Mutter, da war's ein wenig wärmer. Es war ganz still. Jetzt begann das Kind wieder ein Marienlied: „Auf dem Berge im Wind, da wiegt die Maria ihr Kind." Und dann die alte Melodie von den Gänschen, die keine Schuh' haben. Niemand achtete darauf. Aber das gefiel ihm nicht. Plötzlich bricht es ab und gleich darauf, als ob ihm ein eigener Gedanke eingegeben, tönt seine Stimme hell hervor und hallt stark durch den Raum: „Naer Oostland willen wy ryden". Eike erwacht aus seinem Sinnen, und auch die anderen haben Denken und Träumen vergessen. Alle schauen einander an. „Naer Oostland willen wy mêe," singt Line weiter mit ganzem Stolz. Eike blickt Dörte in die Augen. Die schaut zur Erde, eine Träne liegt auf ihrer Wimper. Jost und Köpkin sind aufgestanden. Und das Mädel fährt fort: „Al over die groene heiden, frisch over die heiden!" Ein Ahnen zieht durch die Kammer, ähnlich dem vom Weihnachtsabend. Auch Wiprecht hat sich erhoben, zuletzt auch Eike. Alle fühlen, daß etwas vorgeht im Haus und in den Herzen, und wie die beiden Freunde sich jetzt die Hand reichen: Sie haben einander verstanden. Da drängen die beiden anderen heran. Sie wollen teilhaben an ihrem Beginnen, an ihren neuen Sorgen. „Daer isser een betere stêe!" singt Line laut. Und da war es beschlossen ohne Feierlichkeit. Und doch lag es tief in allen Herzen. Köpkin fand das erste Wort und alle sprachen den Wunsch laut mit: „Nach Ostland wollen wir reiten!"

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



*** Ein sonderbarer Heiliger.** Folgende Meldung wird aus Neuyork überbracht: Ein junger Mann von neunzehn Jahren, namens Franz Reiff, der einer reichen, in Neuyork lebenden australischen Familie angehört, hatte vor einiger Zeit den Blättern die Meldung zugehen lassen, er beschäftige sich damit, ein Gift zu finden, das den sofortigen Tod ohne Schmerzempfinden erzeugen könne. Dieser Tage wurde der junge Mann tot in seinem Laboratorium aufgefunden. Er hatte einen Brief hinterlassen, in dem er geschrieben hatte: „Ich habe die Formel, nach der ich so lange gesucht habe, gefunden und ich glaubte das Recht zu haben, beweisen zu dürfen, daß meine Erfindung sich glänzend bewähre." — Es findet sich ja so häufig, daß Menschen, die im Leben nichts leisten, das Bestreben haben, von sich reden zu machen. Hier wollte eine solche Existenz jedenfalls den Beweis erbringen, daß Leute dieser Qualität wenigstens durch ihren Tod eine Leistung vollbringen können. Zum Glück hat der junge Mann, der in einem so verhängnisvollen Irrwahn befangen war, über seinem Enthusiasmus vergessen, seine „Formel" der Nachwelt zu übergeben. Das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Übel Größtes aber ist die — Dummheit.

*

*** Das Vermächtnis der Künstlerin.** Lotta Crabtree, vor vierzig Jahren die populärste Sängerin und Tänzerin der Vereinigten Staaten, hat in ihrem letzten Willen 3 200 000 Dollar für wohltätige Zwecke ausgesetzt. Lotta, wie sie allgemein genannt wurde, begann ihre Künstlerlaufbahn als Kind von sechs Jahren. Damals tanzte und sang sie oftmals in Kalifornien, wo ihr von begeisterten Goldgräbern Säcke mit Goldstaub und Goldnüsse überreicht wurden. Als Lotta vor vielen Jahren der Bühne Lebewohl sagte, investierte sie ihre Ersparnisse in Landkäufen und Theaterunternehmungen. Vor einigen Tagen legte sie sich zum Sterben nieder; ihr Wunsch war, daß ihr Andenken fortleben möge als das einer guten Christin und nicht als der enthusiastisch gefeierten Sängerin und Tänzerin der vergangenen Generation. Die Hälfte ihres Vermächtnisses fällt Frauen und Männern der Vereinigten Staaten zu, die im Kriegsdienste geschädigt wurden, ferner hat sie Fonds ausgesetzt für Arme, für Tiere und Vögel, für Erziehungsinstitute, für Künstler und Künstlerinnen und für Hospitäler. Lotta starb im Alter von 77 Jahren; den Höhepunkt ihrer künstlerischen Laufbahn erreichte sie in der Rolle von Dickens „Little Nell".

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.